

Doris Stockmann

Zu Georg Knepler: „Ästhetik und Urgeschichte“ (Diskussionsbeitrag)

Georg Knepler hat immer betont, daß die Erforschung des „dunklen Tunnels“ der Urgeschichte gleichsam von beiden Seiten aus erfolgen müsse: einerseits von der vormenschlichen Entwicklung her, die im tierischen Verhalten bis heute großenteils beobachtbar ist, und andererseits aus der Sicht der Menschheitsgeschichte, soweit diese sich durch Funde und historische Zeugnisse verschiedener Art sowie vom Verhalten des Jetztmenschen aus betrachtet eben erhellen läßt. Dabei können eine Reihe sehr zentraler Momente der frühesten menschlichen Entwicklung, einschließlich des „Qualitätssprungs“ vom Tiersein zum Menschsein (oder sind es mehrere Qualitätssprünge?) nur durch Hypothesen beschrieben werden. Eine ganz wichtige derartige Hypothese – nämlich über die Herausbildung der menschlichen Wortsprache durch die Verknüpfung zweier bereits seit langem existierender Evolutionsmechanismen – hat vor Jahren Friedhart Klux formuliert. Ich komme gleich darauf zurück, weil sie mir in dem von Georg Knepler skizzierten Zusammenhang von großer Bedeutung zu sein scheint.

Die großen Fortschritte der Tierverhaltensforschung während der letzten Jahrzehnte (durch Langzeitbeobachtungen in freier Wildbahn und experimentelle Studien) haben die gegenüberliegende Seite des erwähnten „Tunnels“ in imponierender Weise erschlossen, die nähere Bestimmung und genauere Kennzeichnung des Übergangs vom Tier- zum Menschsein jedoch nicht unbedingt erleichtert. Nicht wenige Verhaltensmerkmale, die noch Mitte dieses Jahrhunderts als allein dem Menschen vorbehalten galten, sind keimhaft bereits bei Primaten und in anderen hochentwickelten Tiergesellschaften angelegt, und zwar nicht als vorgegebene Programme, sondern als lernintensive und innovative Traditionsbildung, in der intelligente Einzeltiere (die auch im Experiment bevorzugt werden) das Prae haben und verschiedene Lokalgruppen derselben Art sich voneinander

unterscheiden. Manche Ethologen sprechen in diesem Zusammenhang sogar von verschiedenen Kulturen (z. B. Primatengruppen, die nicht nur vegetarisch leben, sondern auch jagen, die Früchte vor dem Verzehr in Meerwasser reinigen und damit zugleich würzen, solche, die Schlagwerkzeuge und stabile Unterlagen, also quasi das Hammer-Amboß-Prinzip, zum Öffnen besonders hartschaliger Nüsse verwenden, was offenbar sehr mühsam zu erlernen ist, oder die verschiedene Formen von Ameisen- und Termitenangeln (angepaßt an die unterschiedliche Bauweise der Insektenbehausungen), Honig-„Löffel“, aus Blättern geknüllte saugfähige Schwämme und dergl. zur Erschließung schwer zugänglicher Nahrungsquellen und Wasserreservoirs „herstellen“ gegenüber solchen, die all das nicht oder etwas anderes tun, z. B. eine Art Vorratswirtschaft betreiben).

Nicht nur über Werkzeugauswahl, -zurichtung und -nutzung und andere Merkmale der sog. Nahrungsbeschaffungsmotivintelligenz, die aberbale Begriffsbildung voraussetzen und bis zu einem gewissen Grade planvolles und kooperatives Handeln ermöglichen, sind heute zahlreiche interessante Details bekannt. Auch zur sozialen Intelligenz gibt es viele neue Erkenntnisse, im positiven wie im negativen Sinne. Das Leben in unterschiedlich strukturierten Tiergesellschaften (ob Groß- oder Kleinfamilie, Paschatum mit Haremswirtschaft, „gewähltes“ Patriarchat oder Matriarchat usw.), erfordert nuancierte Verhaltensweisen zur Stabilisierung oder – nach Bedarf – auch Destabilisierung und gegebenenfalls Veränderung bestehender Verhältnisse (letzteres z. B. in Kämpfen um höhere Rangordnungsplätze, um Weibchen und Territorien, einschließlich ergiebiger Futterstellen). Dabei führen kriegsähnliche Revierauseinandersetzungen mit benachbarten Lokalgruppen oder Angriffe machtlüsterner Junggesellengruppen auf amtierende Paschas nicht selten auch zu Kannibalismus (hauptsächlich Tötung und Verzehr der Nachkommen eines Vorgängers).

Doch obwohl Eigennutz ein Grundmotiv tierischen Verhaltens ist, das sich etwa in Futterneid und ständigen Diebereien äußert, in allerlei Verstellung und Tricks, um einen Vorteil zu erlangen – soziale Intelligenz dient im wesentlichen dem Fortbestand der Art und der optimalen Sicherung einer momentan bestehenden Sozialordnung. Generell läßt sich vielleicht formulieren: Je komplexer das soziale Gefüge und die entsprechende Rangordnung einer Lokalgruppe, umso differenzierter die erforderlichen Verhaltensformen, Arten der Aufgabenteilung („Arbeitstei-

lung“), Koalitionsstrategien und Allianzbildungen („Bündnispolitik“) usw., die zu ständig wechselnden Vernetzungen des Gesamtsystems führen. Hochentwickelte Tiergesellschaften, in denen sich die verschiedenen Individuen untereinander genau kennen, umfassen nicht nur rangniedere und ranghöhere Tiere, Männchen, verwandtschaftlich verbundene Weibchen, Heranwachsende und Jungtiere, sondern auch Schützer und Beschützte, Führer und Geführte, Lehrer und Lernende. Nahrungsbeschaffer (Jäger oder Führer zu ergiebigen Futterplätzen) spielen eine ebenso wichtige Rolle wie Wächter, Jagdhelfer und Späher oder Babysitter und Erfahrungsvermittler. Während z. B. ranghohe Männchen sehr stark durch Demonstration und Verteidigung ihrer momentanen Machtstellung sowie durch die Schutzfunktion der Gesamtgruppe in Anspruch genommen sind und männliche Jungtiere ihren Rang ständig zu verbessern suchen, liegen die Jungenaufzucht, die Betreuung von Spiel und Lernen, d. h. die Erziehung der Nachkommen, überwiegend in der Hand der Weibchen, vor allem natürlich der Mütter, aber auch kinderloser Tanten und älterer Schwestern. Dieser ständige Erfahrungsvermittlungsprozess, in dem das vorhandene „Wissen“ immer wieder reproduziert werden muß, hat als „kulturbildendes“ Element einen sehr hohen Stellenwert in ihrem Leben, und nicht von ungefähr sind es oft erfahrene Weibchen, die neue „Techniken“ erfinden, erproben und weitergeben.

Es bedarf kaum besonderer Hervorhebung, daß soziale Intelligenz in hochentwickelten Tiergesellschaften der skizzierten Art ein differenziertes Kommunikationsverhalten erfordert, und zwar – da Sprache noch fehlt (wenngleich Ansätze zum Symbolgebrauch bereits existieren) – auf allen Kanälen, nicht nur optisch-visuell und akustisch-auditiv, sondern auch mechanisch und chemisch. Taktile Kommunikation ist z. B. von großer Bedeutung, nicht nur um des eigenen Vorteils und Behagens willen, sondern um soziale Spannungen abzubauen und den sozialen Frieden in einer Lokalgruppe sicherer zu machen, bei den matriarchalisch organisierten Zwergschimpansen (Bonobos) übrigens unter Einsatz sexueller Handlungen ohne Fortpflanzungsabsicht, nur als Mittel zur Besänftigung, auch zwischen gleichgeschlechtlichen Tieren.

Um auf Kneplers Überlegungen zurückzukommen: Daß gewohnheitsmäßiger Gebrauch von Werkzeugen und ihre Herstellung, sowie Arbeit und Denken im Prozess der Menschwerdung eine zentrale Rolle gespielt

haben, ist unstrittig. Aber wodurch werden tierische Werkzeuge zu menschlichen, tierische Anstrengungen und Aktivitäten zu Arbeit, averbale Begriffsbildung und nichtsprachliches Denken zu zielgerichtetem Denken als planvoll-logischer Vorgang? Neben den notwendigen biotischen Veränderungen (Vergrößerung des Hirnvolumens, Bipedie usw., möglicherweise als Folge dramatischer Biotopwandlungen) ist dies doch wohl kaum vorstellbar, ohne daß das kommunikative Verhalten sich veränderte und umfangreichere Systeme von Benennungen (d.h. sprachliche Symbole) für die bereits vorhandenen Begriffe – mit welchen lautlichen Mitteln auch immer – geschaffen wurden. Nach Friedhart Klix geschieht dies dadurch, daß zwei bereits vorhandene, für verschiedene Zwecke ausgebildete Evolutionsmechanismen in Wechselwirkung treten: einerseits die Fähigkeit zur merkmalsrelevanten Klassifikation der Umwelt, d. h. zur Bildung begriffsanaloger Gedächtnisstrukturen, und andererseits die Fähigkeit zur Beeinflussung des Partner- oder Gruppenverhaltens durch biokommunikative Signale, die gemeinsam die für die Wortsprache typische „Doppelrepräsentation“ ermöglichen. Mir will irgendwie nicht einleuchten, daß Georg Knepler auf diesen sicher sehr langwierigen Prozess der Herausbildung der menschlichen Wortsprache als wichtigem Entwicklungsmotor mit keinem Wort eingeht.

Noch eine letzte Bemerkung, und zwar zum Begriff Telos, mit dem ich – so wie er in Knepler Essay definiert ist und gebraucht wird – gewisse Schwierigkeiten habe.

Sofern man jede Zweckgerichtetheit für die natürliche Evolution ausschließt, werden manche Entwicklungsprozesse und Phänomene nicht nur im Tier-, sondern auch im Pflanzenreich m. E. schwer erklärbar (auch wenn es einem fernliegt, Naturgeschichte mit Religion versöhnen zu wollen – wie etwa Ernst Haeckel).

Ich denke z. B. an die Herausbildung jener äußerst raffinierten Mechanismen, die – in wechselseitiger Anpassung von Tieren und Pflanzen – die Pollenübertragung bei Blütenpflanzen ermöglichen und gleichzeitig die Selbstbestäubung verhindern. Oder ich denke an die in hochentwickelten Tiersozietäten üblichen Praktiken zur Vermeidung von Inzucht, entweder durch Alpha-Paare, die in einem Rudel allein das Paarungsrecht innehaben, oder durch Abwanderung der geschlechtsreifen männlichen Nachkommen aus einer Sozialgruppe – letzteres quasi eine „natürliche“ Form der Exogamie.

Zudem ist in der Verhaltensbiologie der Begriff „Endhandlung“ gebräuchlich – die letzte Phase des sog. Appetenz- oder Suchverhaltens, das bei hochentwickelten Tierspezies nur teilweise über arteigene Programme gesteuert wird (so etwa beim Tötungsbiß der Beutegreifer). Demgegenüber sind beim Aufspüren und Einkreisen der Beute (als Voraussetzung für den Tötungsbiß) außerordentlich variable Verhaltensspielräume zu beobachten, die als Fähigkeiten im Individualleben erlernt werden müssen und als zweckgerichtetes Handeln für den Jagderfolg größte Bedeutung haben.

Die natürliche Evolution hat eine solche Fülle hocheffektiver Anpassungsmechanismen hervorgebracht, daß es scheint, der Mensch entwickle dann die zum erfolgreichen Fortbestand seiner eigenen Art erforderlichen Strategien am besten – gerade angesichts der Negativerfahrungen und grandiosen Fehlschläge in diesem Jahrhundert – wenn er von der Natur lernt. In diesem Zusammenhang kann man ein Wort des alten Briest am Schluß von Fontanes Roman in Erinnerung bringen, eine philosophische Bemerkung über Tier und Mensch: „Ja, die Kreatur. Das ist ja, was ich immer sage. Es ist nicht so viel mit uns, wie wir glauben“.

Bei allem guten Willen, den man im menschlichen Bemühen ja auch immer wieder entdecken kann, sogar auf moralischem Gebiet – es besteht am Ende dieses Jahrtausends wenig Anlaß, die in Fontanes Worten enthaltene Kritik an der Selbstüberschätzung des Menschen nicht ernst zu nehmen, außer vielleicht in dem Punkt, den Georg Knepler hier ins Zentrum gerückt hat: die ästhetische Weltsicht und die Künste als Regulativ zum praktischen Alltag. Neben Wortsprache, logischem Denken und Arbeit sind das allein dem Menschen vorbehaltene, für die Menschwerdung zentrale Fähigkeiten und Leistungen, um die mit der menschlichen Spezies vor sich gehenden Veränderungen nicht nur kognitiv und praktisch, sondern auch emotional bewältigen und intuitiv verarbeiten zu können. Ohne diese ästhetischen Fähigkeiten und künstlerischen Leistungen, die ja glücklicherweise auch die oft vergewaltigte und von Mächtigen mißbrauchte Wortsprache in ihren poetischen Formen einschließen, wäre die Menschheit vermutlich längst ausgestorben oder zu neurotischen Monstern verkommen.

Nach meiner Auffassung haben wir guten Grund, Georg Knepler zu danken, daß er dieses wichtige Thema erneut zur Sprache gebracht hat.